

# „Sentire cum ecclesia“

Kirchliche Gesinnung im Geist der Regeln des hl. Ignatius\*

Johannes Günter Gerhartz, Rom

Können die achtzehn Regeln, die der hl. Ignatius „für das wahre Gespür, das wir in der streitenden Kirche haben müssen“, zusammengestellt hat (Exerzitienbuch = EB 352–370), auch heutigen Menschen noch hilfreich sein? Zwar sind diese Regeln in der konkreten kirchlichen Umwelt seiner Zeit entstanden, in der Ignatius ein Mann der Kirche geworden und dreißig Jahre hindurch geblieben ist. Seine Weisungen scheinen aber im heutigen kulturellen, ja selbst kirchlichen Kontext überholt zu sein. Oder kann man immer noch so einfachhin „loben Reliquien von Heiligen, Stationskirchen, Wallfahrten, Ablässe, Jubiläen, Kreuzzugsbulle, angezündete Kerzen und äußere Bußübungen“, wie er es empfiehlt (EB 358f.)? Können wir unser Verhältnis zur Kirche, unsere Liebe und Treue zu ihr noch mit den Ausdrücken und Kategorien formulieren, die des 16. Jahrhunderts sind? Kann man die großen Unterschiede übersehen, die es zwischen dem Kirchenverständnis der Gegenreformation und dem des II. Vatikanischen Konzils gibt? Können wir wirklich so einfachhin das Kriterium der 13. Regel übernehmen und anwenden: „Von dem Weißen, das ich sehe, glauben, daß es schwarz ist, wenn die hierarchische Kirche es so bestimmt ...“? Diese und ähnliche Fragen stellen, heißt, sie verneinen. Die Zeitbedingtheit dieser Formulierungen ist zu offensichtlich. Der Geist der Regeln aber bleibt. Die Haltung der Kirchlichkeit, die in ihnen zum Ausdruck kommt, ist auch für uns heute Anfrage und Anforderung. Was heißt für uns heute konkret „sentire cum Ecclesia“, das Fühlen in und mit der Kirche, was heißt kirchliche Gesinnung? Das ist eine bleibende Frage.

Es ist klar, daß die Gesellschaft Jesu, der ja diese Regeln in besonderer Weise zu eigen sind, sich immer wieder – und besonders seit dem letzten Konzil – dieser Frage stellt. Oft schon ist angeregt und versucht worden, diese Regeln neu zu formulieren. Offiziell ist dem im Orden aber ebenso wenig entsprochen worden wie etwa Anregungen zur Neuformulierung des Exerzitienbüchleins oder der Konstitutionen des Ordens, die ja auch

---

\* Ausschnitte einer Recollectio, die der Verfasser anlässlich einer Konferenz deutscher Spirituale in Rom gehalten hat. Der Rede-Stil wurde beibehalten. (Eine italienische Übersetzung der Vorträge erschien in: *La Civiltà Cattolica* 1993, quaderno 3429 und 3430).

schon über 450 Jahre alt sind. Die durch das alltägliche Leben immer neu heraufbeschworene Auseinandersetzung mit diesen ignatianischen Urtexten schien uns fruchtbarer und wirksamer als weniger anstößige, aber darum auch weniger anstoßende Texte. Das Bemühen im Orden aber, den bleibenden Geist der Kirchlichkeit des Ignatius, das „sentire cum Ecclesia“ in der heutigen Kultur und in der Kirche des II. Vatikanischen Konzils herauszuarbeiten, zu verstehen und zu leben, ist groß.

## Historische Anmerkungen

1. Historisch sind die achtzehn Regeln in zwei Gruppen zu unterscheiden; die Regeln 1–13 entstanden, bevor Ignatius 1535 Paris verließ, und sie entstanden in Auseinandersetzung hauptsächlich mit Erasmus von Rotterdam, der ja all dies, was Ignatius in diesen Regeln zu loben anleitet, negiert, lächerlich macht. Das geht bis in die Wortwahl. Nur ein Beispiel: Erasmus erklärt „Das Weiße ist auch dann nicht schwarz, wenn der römische Papst es so definiert.“ Ignatius hingegen „Von dem, was ich als weiß sehe, annehmen, daß es schwarz ist, wenn die hierarchische Kirche es so sagt.“ – Die Regeln 14–18 entstanden wohl in Rom vor 1541 und zwar in Auseinandersetzung mit dem Augustinermönch Meinardi, der in seinen Predigten lutherische Ansichten vortrug und schließlich selbst Lutheraner wurde.

Der Sinn der Regeln ist so in dem Wunsch des Ignatius zu sehen, diesen Tendenzen des Erasmus und des Meinardi entgegenzutreten und die Seinen zu stärken, eine gesunde kirchliche Haltung und Gesinnung zu haben<sup>1</sup>.

2. Das spanische „sentir“ oder „sentido“ in der Überschrift der Regel ist mit seinem vollen Inhalt nicht leicht in anderen Sprachen wiederzugeben. „Denken mit der Kirche“, wie es früher oft übersetzt wurde, übergeht das Affektive. „Fühlen mit der Kirche“ übergeht die rationale Basis dieser Haltung. Und beide Ausdrücke lassen nichts von dem „Auf-das-Praktische-ausgerichtet-Sein“ anklingen, was Ignatius damit verbindet. Es ist ein ganzmenschlicher Vollzug gemeint, ein „Sein mit der Kirche“, eine Gesinnung und Haltung, die konstruktiv in und mit der Kirche denkt, fühlt und handelt. Wohl am akzeptabelsten ist die Übersetzung bei Peter Knauer „Für das wahre Gespür, das wir in der streitenden Kirche haben

<sup>1</sup> Werner Löser SJ ist diesen Fragen in seinem Aufsatz „*Die Regeln des Ignatius von Loyola zur kirchlichen Gesinnung – ihre historische Aussage und ihre aktuelle Bedeutung*“ in „*Geist und Leben*“ 1984, S. 341–352, nachgegangen.

müssen, sollen die folgenden Regeln eingehalten werden“<sup>2</sup>. Doch auch das Wort „reglas“ wäre hier eher mit Hinweisen, Orientierungen, Direktiven wiederzugeben.

Noch etwas zum Titel: Wir ziehen heute zumeist vor, nicht vom „sentire cum“, sondern vom „sentire in Ecclesia“ zu sprechen. Denn wir sind selbst Kirche und die Kirche ist nicht eine Autorität, die uns gegenübertritt. Bei Ignatius kommt beides vor: „in der Kirche“ und „mit der Kirche“. Er selber hat darin wohl keinen großen Unterschied gesehen. So hilft uns diese Unterscheidung nicht viel weiter, wenn wir wissen wollen, was er unter „kirchlicher Gesinnung“ verstanden hat.

3. Die Regeln über die kirchliche Gesinnung haben drei Anliegen oder Stoßrichtungen:

- in einer ersten Gruppe von Regeln (2–10) spricht Ignatius von der geistlichen Haltung des Lobens. Gelobt werden sollen die verschiedenen Äußerungen des kirchlichen Lebens: die Sakramente, die Gebote und Sätzeungen und die übrigen liturgischen Vollzüge. Ignatius macht so deutlich, daß das Geheimnis des menschgewordenen Wortes nicht gelebt werden kann ohne göttliche Liturgie und ihre Ordnung, in der kultische Regeln und Formen ihren berechtigten – wenn auch eher bescheidenen – Platz haben.
- eine zweite Gruppe von Regeln (11, 12, 14–18) gibt Weisungen für die apostolische Aufgabe des Redens über den Glauben und über Dinge des Glaubens. Das Hauptanliegen ist hier, pastorale Rücksicht zu üben und mit den Erwartungen, den Voraussetzungen und Wünschen des Volkes Gottes zu rechnen. Ein ganz paulinisches Anliegen.
- Zwei Regeln (1, 13) sprechen direkt von dem rechten Verhalten gegenüber der hierarchischen Kirche, die da ist die „wahre Braut Christi unseres Herrn, unsere heilige Mutter“. Dieses rechte Verhalten kann nur dadurch gewonnen und gelebt werden, daß zwischen beiden keine unbührliche Trennung gemacht, sondern deren gemeinsames Leben aus dem einen Geist gesehen wird.

Wie können wir heute diese Regeln verstehen und leben?

Einen ersten Gedanken, der heute in der Gesellschaft Jesu zu dieser Frage gelebt und vorgetragen wird, möchte ich das *Prinzip der Konkretheit oder der Inkarnation* nennen. In den Regeln kirchlicher Gesinnung lebt etwas von dem, was man die „realistische Mystik des Ignatius“ genannt hat. Diese ist ein Stück der bleibenden Gültigkeit der Regeln.

---

<sup>2</sup> Ignatius von Loyola, *Geistliche Übungen und erläuternde Texte*. Graz–Wien–Köln 1978.

Jeder, der die Exerzitien des Ignatius kennt, versteht, daß Christus, der „ewige König“, ihn einlädt, mit ihm mitzuwirken am Werk der Inkarnation unseres Heiles. Er wird aber auch verstehen, daß dieses Werk der Menschwerdung sich in der Kirche des Herrn fortsetzt, deren schwerfällige Menschlichkeit mit dem „göttlichen Element“ vereint und durchsetzt ist (Lumen gentium 8). Ignatius ist geprägt vom Mysterium der Inkarnation, das er im Leben der Kirche fortgesetzt sieht und mitvollziehen will. So denkt er nicht an eine Kirche der Reinen und Vollkommenen, die sich über die Schwächen, Schwerfälligkeit und Sünden der (anderen) Menschen erheben. Und weil er nicht auf eine noch zu erhoffende oder ideale Kirche wartet, hält er sich bei diesen Regeln an die faktischen Gegebenheiten seiner Zeit. Überzeugt, daß derselbe Gott Christus und die Kirche belebt, hält Ignatius seine mystischen Erfahrungen nicht für authentisch, wenn sie nicht akzeptiert sind von der Kirche, gleichsam „eingefleischt“ werden in die geschichtlich-kirchliche Realität. Darin sieht er das Mysterium der Inkarnation sich von neuem vollziehen. Jeder prophetische oder charismatische Aufbruch und jede spirituelle Bewegung werden „zerstreut“ und ihrer Substanz beraubt, wenn sie nicht in die konkrete Wirklichkeit der streitenden hierarchischen Kirche eingebettet sind „zum je größeren Dienst“ am Heil der Seelen.

Das Zweite, was damit notwendig gegeben ist, ist das *Prinzip der Spannung*. Aus diesen Regeln kirchlicher Gesinnung spürt man heraus, daß Ignatius aus eigener Erfahrung wußte, wie der Geist, der und weil er die Inkarnation in uns fortsetzen und den Leib Christi aufbauen will, Spannung und Konflikt mit sich bringt. Er hielt diese Spannung voll aus. Er ließ nicht zu, daß sie zu einer Spaltung oder einem Widerspruch wurde. Er stellte sich der Spannung zwischen „reiner Liebe“ und „knechlicher Furcht“ – wie er es nannte (EB 370); der Spannung zwischen einer sehr persönlichen Glaubenserfahrung und dem Dienst am geschichtlich-konkreten sozialen Leib der Kirche; der Spannung zwischen dem Wagnis, das Geschöpf mit seinem Schöpfer direkt verkehren zu lassen, und der Demut, diese Begegnung mit Gott mit Hilfe der kirchlichen Vermittlungen zu leben; der inkarnatorischen Spannung, der (unsichtbaren) göttlichen Majestät zu huldigen und zugleich ihr zu dienen durch den Gehorsam gegenüber dem (höchst sichtbaren) Stellvertreter Christi auf Erden. Und wir können nicht sagen, daß dies für die Zeit des Ignatius relativ leicht war, da die Kirche eins war und sie die Spannung zwischen verschiedenen „Modellen von Kirche“ nicht kannte. Denn wenn auch nicht in der Weise wie heute, so gab es damals doch diese Spannung zwischen verschiedenen „Kirchenmodellen“ in durchaus nicht weniger krassen Formen, der Spannung nämlich zwischen der verweltlichten Kirche der

Renaissance und der Kirche der „Reformer“, wie wir in Geschichtsbüchern nachlesen können. Ignatius hat jedenfalls diese Spannung und ihre Auswirkungen erfahren.

Grundlegend für diese Regeln und ihre bleibende Kirchlichkeit ist das *Prinzip der Einheit zwischen Christus, Kirche, Geist*, das sich aus der Inkarnation ergibt. So wenig wie Ignatius in seinen Regeln das bekannte „Jesus, ja – Kirche, nein“ hinnehmen würde, so wenig nimmt er in ihnen hin, daß die Kirche in all ihrer Menschlichkeit von einem anderen Geist belebt und geleitet wird als dem Geist Christi. Seine Sicht oder Vision von Kirche war es, sie sei in dem vielen, was sich ihm darbot, immer auch und zutiefst „die wahre Braut Christi, die da ist Unsere Heilige Mutter, die hierarchische Kirche ...“. Ignatius kann nicht voneinander trennen, was Gottes Liebe zu uns in der Inkarnation seines Sohnes geeint hat: Das Geheimnis von göttlichem Wort und Mensch, von Braut und Hierarchie, von Mutter des Volkes Gottes und Institution. Es ist der eine und selbe Geist, der Christus, den Bräutigam, mit der Kirche, seiner Braut, verbindet, die beide beladen sind mit unseren Sünden und mit seinem Kreuz. Daher haben wir es nicht mit Widersprüchen zu tun, sondern mit Spannungen zwischen Glaube und Vernunft, Gehorsam und Freiheit, Liebe und Kritik, persönlicher Verantwortung und kirchlichem Gehorsam. Auch Paulus (Eph 5) trennt nicht, was im Mysterium Christi und seiner Kirche verbunden ist. Für ein lediglich soziologisches Verständnis von Kirche, welches kirchliche Institution und kirchliches Amt nicht als Bestandteil der inkarnatorischen Struktur unseres Heiles in Jesus Christus erkennt und anerkennt, haben diese Regeln praktisch keine Bedeutung, wurden sie doch – wie gesagt – aus dem Glauben heraus aufgestellt, daß „zwischen Christus, unserem Herrn, dem Bräutigam, und seiner Braut, der Kirche, der gleiche Geist ist, der uns leitet und lenkt zum Heil unserer Seelen“ (EB 365).

Eine heutige Übertragung oder Umschreibung des Ausdrucks „sentire cum Ecclesia“ kann man sehen und hat man gesehen in einer Formulierung der letzten Generalkongregation der Gesellschaft Jesu (1983). Sie lautet: „*Sich kraftvoll und kreativ mehr und mehr in das Leben der Kirche einfügen, um ihr Geheimnis zu erfahren und innerlich zu verstehen*“<sup>3</sup>. Ihr Geheimnis erfahren und innerlich verstehen, das ist – um mit Paulus zu sprechen – die innere Erfahrung, die darin besteht, die Kirche so zu lieben, wie Christus sie liebt (vgl. Eph 5,25). Sich mehr und mehr einfügen in das Leben der Kirche, dieser Ausdruck weist auf die Exerzitien hin. Es ist nicht von ungefähr, daß diese Regeln in den Exerzitien des Ignatius

<sup>3</sup> 33. Generalkongregation, Dekret I, n. 8.

stehen. Sie sind darin kein Fremdkörper. Ignatius verstand die Geistlichen Übungen als eine Einführung in den Geist und das Heilswerk, das der Geist in der Kirche des Herrn und durch sie fortführt. Der ganze Prozeß der Geistlichen Übungen soll ein Reifungsprozeß sein, ein Prozeß des mehr und mehr Hineinwachsens der persönlichen Frömmigkeit in den Geist des Herrn, ein Prozeß des Hineinwachsens damit aber auch in eine Lebensgemeinschaft mit und in der Kirche des Herrn. Damit ist aber auch gesagt, daß unser aufrichtiges Verlangen, „das wahre Gespür, das wir in der streitenden Kirche haben müssen“ (EB 352), zu erlangen und in ihm zu reifen, wichtiger und grundlegender ist als alle Regeln zum Umgang miteinander und zur Konfliktbewältigung.

*Kraftvoller Einsatz und Kreativität in der Kirche, was heißt das?* Einige Konkretisierungen sollen auch hier versucht werden:

a) Der Sinn des „wahren Gespürs in der Kirche“ liegt jenseits unserer Gefühle von Sympathie und Antipathie, jenseits selbst unserer Begeisterung oder Enttäuschung. Er liegt – um wiederum mit Paulus zu sprechen – „in eurer Liebe, die immer noch reicher an Einsicht und Verständnis wird, damit ihr unterscheiden und beurteilen könnt, worauf es ankommt“ (Phil 1,9–10).

b) Kraftvoller Einsatz und Kreativität in der Kirche hat als „notwendige Voraussetzung“ die positive Haltung, die Ignatius, belehrt aus eigener Erfahrung, zu Beginn seiner Geistlichen Übungen, gleichsam als deren Fundament, in dem Satz postuliert, „daß jeder gute Christ bereitwilliger sein muß, die Aussage des Nächsten zu retten, als ihn zu verurteilen“ (EB 22). Es ist dieselbe positive Einstellung, die auch aus der 10. Regel über die kirchliche Gesinnung des Ignatius spricht und die natürlich auch gegenüber den „Aussagen des Nächsten“ gilt, der kirchlicher Amtsträger ist. Sie lautet: „Wir müssen bereitwilliger sein, sowohl Satzungen, Empfehlungen wie Gewohnheiten unserer Vorgesetzten zu billigen und zu loben. Denn auch wenn einige nicht so sind oder wären, würde das Reden dagegen, sei es beim Predigen in der Öffentlichkeit oder beim Darlegen vor dem einfachen Volk, mehr Murren und Ärgernis als Nutzen bewirken“ (EB 362).

Zu dieser 10. Regel möchte ich folgende Bemerkung machen: Im Licht des II. Vatikanischen Konzils hätte Ignatius diese Regel, soweit sie die Ausübung von Autorität in der Kirche betrifft, ohne Zweifel etwas vorsichtiger formuliert. Zudem leben und wirken wir im Zeitalter der Demokratie, das ja bei der Formulierung dieser Sachverhalte auch seinen Einfluß auf das Konzil hatte. In der Demokratie aber ist öffentliche Kritik von Autorität Teil des Systems und, wenn die Autorität Wesentliches verletzt, für das Gemeinwohl geradezu notwendig. Doch kann es nicht darum gehen, in simpler Weise Infragestellungen aus der zivilen Gesellschaft in die Communio der Kirche zu übernehmen, eben weil diese nicht nur und nicht zuerst politisch-demokratische Gesellschaft ist. Worauf es Ignatius ankommt, ist, die „Besinnung über zwei Banner“ der Exerzitien (EB 136 ff) anzuwenden und uns zu prüfen, wessen Geistes Kind unsere Kritik ist und die Art, sie vorzutragen, und wie wir uns verhalten würden, wenn eine bestimmte Art von

Kritik sich nicht nur gegen die Ausübung von Autorität wendet, sondern die Zerstörung der Autorität selbst bedeutet.

c) Doch Ignatius erwartet von einer kirchlichen Gesinnung noch mehr als nur diese positive Einstellung, die die Aussage des Nächsten nach Möglichkeit zu retten sucht. Er erwartet nämlich von ihr die Einstellung „des Lobens“, ein Wort, das er in diesen Regeln so oft wiederholt. Wie kommt er dazu? Im „Prinzip und Fundament“ seiner Exerzitien sagt er, daß der Mensch dazu geschaffen und berufen sei, „Gott, unseren Herrn, zu loben“ (EB 23). Das beinhaltet, daß der Mensch Gott auch loben soll für alles Leben, das Gott in seiner Kirche in vielen Formen und durch verschiedene Gaben erweckt. Diese positive Haltung des Wahrnehmens und Lobens all dessen, was Gott in seiner Kirche wirkt, lernte und übte Ignatius trotz des katastrophalen Zustandes der Kirche seiner Zeit. Diesen Zustand kannte er sehr wohl; aber anstatt seinen apostolischen Eifer zu lähmen, erweckte dieser Zustand in ihm „kraftvollen Einsatz und Kreativität“ zum Aufbau der Kirche. In der Vision von La Storta vor den Toren Roms hatte er außerdem gelernt, daß der Herr in seiner Kirche weiter sein Kreuz trägt und daß derjenige, der dem Herrn nahe sein und dienen will, ihm auch auf diesen Kreuzweg „zugestellt“ sein wird. „Wenn einer mir dienen will, folge er mir nach, und wo ich bin, dort wird auch mein Diener sein“ (Joh 12, 26).

d) Kraftvoller Einsatz und Kreativität sind darauf bedacht, den „Seelen zu helfen“, also den Menschen zu dienen und also in pastoraler Rücksicht darauf zu achten und dahin zu streben, sie und die Gemeinschaft der Gläubigen nicht zu schwächen oder zu verwirren, sondern aufzubauen. Das ist ein wichtiges, ja ein entscheidendes Kriterium der Kirchlichkeit, das man nur erfüllen kann, wenn man selbstlos die Anregungen und Bewegungen des Geistes im Volke Gottes zu unterscheiden und herauszuspüren vermag.

e) Ein weiterer Aspekt des kraftvollen Einsatzes und der Kreativität beim Aufbau der Kirche ist das, was man in dem Wort „Kompetenz“ zusammenfassen kann, Kompetenz in Lehre und Forschung sowohl in den theologischen als auch in den humanen Disziplinen, besonders denen, die zum volleren Verständnis des Glaubens mehr beitragen können. Diese Kompetenz ist es, worauf es einem Mann wie Ignatius vor allem ankommt, worauf er abzielt, was er als die wirksamste Form von Kritik an Mißständen ansieht. Statt sich auf persönliche Polemik und auf schnelle öffentliche Kritik einzulassen – zumal vor einer Öffentlichkeit, die das trotz aller angeblichen „Mündigkeit“ kaum einzuordnen oder zu verkraften vermag – führt uns die ignatianische Kirchlichkeit hin zum größeren Dienst, der in der Mühsal der Kompetenz-Gewinnung liegt, eine Kompetenz, die um so mehr zum Aufbau der Kirche und damit auch immer zur Reform der Kirche, auch der „hierarchischen Kirche“, beiträgt, je mehr sie an den Willen zum Dienst am Nächsten und eben nicht an den Gewinn eigener Ehre gebunden ist. Die Fruchtbarkeit des Apostolats in der Kirche hängt weithin von dieser Haltung ab.

f) Das „*sentire cum ecclesia*“ schließt demnach eine Haltung ein, die es riskiert, im Sinne des Evangeliums geduldig zu sein. Geduldig sein, das heißt nicht eilig oder übereilt und damit oberflächlich reagieren, sondern besser hören und besser

verstehen, um so in Unterscheidung das Volk Gottes kompetenter zu „erbauen“, eben ihm dienen zu können.

Der Ausdruck „*Einfügung in das Leben der Kirche*“ hebt einen Aspekt des „sentire cum Ecclesia“ heraus, nämlich die Zusammenarbeit mit allen Gliedern des Volkes Gottes, die offene Zusammenarbeit mit allen, die in der Kirche leben und handeln, Amtsträger und Laien. Für die Priester bedeutet dies in besonderer Weise die Zusammenarbeit mit den Laien. Man beachte dabei, daß diese Zusammenarbeit sich ganz von selbst aus dem „sentire cum ecclesia“, also aus der wachsenden Einfügung in das Leben der Kirche ergibt und nicht zuerst aus Gründen mangelnden Personals und pastoraler Strategie.

Drei Dimensionen oder Stoßrichtungen dieser Zusammenarbeit des Priesters mit den Laien im Sinne des „sentire cum ecclesia“ will ich kurz herauststellen:

- Den Laien helfen, ihre spezifische Berufung und Aufgabe in der Kirche und für die Kirche zu entdecken. Das heißt nicht, daß wir sie zu halben Priestern oder kleinen Klerikern zu machen versuchen, sondern daß wir ihnen helfen, das mehr und mehr zu werden, was sie als Laien in der Kirche sind.
- Die Laien bilden, so daß sie ihre Aufgaben in der Kirche und in der Welt, als Kirche in der Welt erfüllen können.
- In der Zusammenarbeit mit den Laien ihnen wirklich vertrauen, den Wunsch haben, sie in den verschiedenen Arten von Apostolat aufrichtig als Mitarbeiter zu haben, als Multiplikatoren der Evangelisierung.

Somit ist klar, daß es noch einiger Mühe bedarf, um die Verpflichtungen dieser Aufgabe zu verstehen. Deshalb noch eine letzte Bemerkung: „*Sentire cum ecclesia*“ wird sich bewußt bleiben bzw. sich bewußt machen, daß die *Kirche in einer Communio von Kirchen* lebt, von Kirchen, die in oft ganz unterschiedlichen Situationen leben und handeln. Das Spektrum geht von Verfolgung bis zur „Verfettung“, von Aufbruch und Jugend bis zu einer Atmosphäre der offenen innerkirchlichen Infragestellung von fast allem, von Einheit und Solidarität bis zu ins Schismatische reichenden Polarisierungen. Diese unterschiedlichen Kirchensituationen bringen ganz unterschiedliche Kirchenerfahrungen, Kirchenerwartungen und – *sit venia verbo* – Kirchenbedürfnisse mit sich. Die Kirche ist weiter und reicher als „unsere Kirche“, fast hätte ich gesagt unsere „Landeskirche“. Diese katholische Communio ist ein Reichtum, wenn sie auch in bestimmten Gegebenheiten als Belastung empfunden wird.

Kirchlichkeit wird diese Communio der Kirchen wollen und sehen, wenn wir sie auch in der Hitze des Gefechtes gar leicht übersehen. Dies eine wenigstens kann man in Rom lernen und auch erleben, daß nämlich

die Kirche in ganz unterschiedlichen Situationen, Erfahrungen und Erwartungen lebt.

Vielleicht klingt der folgende Satz ein wenig zu fromm, aber ich wage ihn zum Abschluß dennoch – er stammt dem Sinn nach von Kardinal Dezza SJ: Das Mittel oder der Weg zum „wahren Fühlen mit der Kirche“ ist es, die Kirche zu lieben, sie zu lieben „wie Christus die Kirche geliebt und sich für sie hingegeben hat, um sie ... rein und heilig zu machen ... ohne Flecken, Falten oder andere Fehler“ (Eph 5,25–27).

## Kirchliche Gesinnung heute

Im letzten Abschnitt einige, manchmal leicht „häretisch“ klingende Hinweise oder Maximen zu unserer Haltung in der Kirche heute, also „für das wahre Gespür, das wir in der streitenden Kirche heute haben müssen“, und wie wir es haben können. Hinweise und Maximen, die mir – wenigstens in der Mehrzahl – beim Lesen des immer noch lesenswerten Buches von Henri de Lubac „Méditation sur l’Église“, vom Anfang der fünfziger Jahre gekommen sind <sup>4</sup>.

Wofür sind diese Hinweise oder Maximen gut? Sie sollen uns helfen, in den Versuchungen, die uns gegen unsere Kirchlichkeit bedrängen, Klarheit zu gewinnen. Es gibt da ganz verschiedenartige Versuchungen. Manche sind heftig, laut und eher kurzlebig, weil rasch verflogen oder leicht als Versuchung entdeckt. Andere sind eher wie ein dumpfes Gefühl, ein nicht leicht definierbares Unbehagen, das um so verführerischer und lämmender ist, je allgemeiner, diffuser und weniger klarbar es ist. Manche Versuchungen sind immer da. Andere sind gewissen Zeiten und Ortskirchen eigentümlich. Sie sind der Natur der Sache, nämlich dem komplexen Geheimnischarakter der Kirche entsprechend, so vielfältig, ja gegensätzlich, daß keiner von uns vor diesen Versuchungen sicher ist.

*Wenn nötig, gegen den Strom schwimmen können:* 1967, also nach dem Konzil, hat Pater de Lubac einer Neuauflage seines erwähnten Buches eine „Vorbemerkung“ vorangestellt, die ich so schön, so weitsichtig, so beherzigenswert finde, daß ich sie gern als Hinweis oder Maxime schlicht wörtlich ausführen möchte: „In den heute tonangebenden Kreisen erweckt es einen peinlichen Eindruck, wenn einer es laut und unumwunden zu sagen wagt, daß er die Kirche Christi liebt. Schon damit allein ist er beinahe als ein Einzelgänger und Außenseiter abgestempelt – falls er

---

<sup>4</sup> *Die Kirche. Eine Betrachtung.* Ins Deutsche übersetzt von Hans Urs von Balthasar. Einsiedeln 1968.

nämlich nicht denen Beifall klatscht, die diese Kirche einer totalen Kritik unterwerfen. Und wenn er gar noch bei der Tradition Belehrung sucht – so ehrwürdig, reich und fruchtbar diese auch sein mag –, dann ist er hoffnungslos des Infantilismus (als ein in geradezu kindlicher Weise der Vergangenheit Verhafteter) überführt“.

*Nicht radikal sein:* Es gibt einen falschen Radikalismus gegenüber der Kirche, das „Alles oder Nichts“, das „Ganz oder Gar-nicht“, die Versuchung der reinen Kirche in sublimsten Formen und unter den verschiedensten Prätexten. Doch wer die Kirche annimmt, muß sie so nehmen, wie Gott sie gewollt hat: das Göttliche im Menschlichen, was immer auch heißt: die Kirche ist, wie wir Menschen sind. Die Kirche annehmen also in ihrer oft genug banalen alltäglichen Wirklichkeit genauso wie in ihrer göttlichen Wirklichkeit. Eine Scheidung ist da unmöglich, sowohl de facto wie de jure. Um die Kirche zu lieben, muß man sie daher allem Widerstreben zum Trotz auch lieben in ihrer Menschlichkeit. Die Logik der Inkarnation unseres Heiles in Christus und der Kirche will bis zum Ende durchgehalten sein, diese Logik, nach der sich das Göttliche der menschlichen Schwäche anpaßt und der gemäß wir den Schatz nur besitzen, wenn wir „das irdene Gefäß“ festhalten, das ihn birgt (2 Kor 4,7). Wir wissen ja aus eigener Erfahrung, daß Menschen dem ihnen anvertrauten göttlichen Auftrag nie voll gewachsen, nie ungeteilt dem Geist gefügig und offen sind, daß die Kirche, weil sie immer menschlich ist, auch „semper reformanda“, also auch in diesem Sinn „Missionskirche“ ist. Wenn wir dies aber wissen, wirklich wissen, dann darf uns das Menschliche in der Kirche wohl überraschen, traurig stimmen oder zum Tun anspornen, aber auch nicht unseren Glauben völlig aus der Fassung bringen. Also die Diskrepanz zwischen dem göttlichen Auftrag und der menschlichen Verwirklichung wie in uns selbst so in der Kirche „ertragen“.

*Die Kirche mit nichts Zeitlichem identifizieren:* So eingewurzelt die Kirche in der menschlichen Gesellschaft und der menschlichen Geschichte sein mag und sein muß, sie ist mit keiner Zeitepoche oder mit irgend etwas, das zeitlich ist, identisch, ihm gleichsam versklavt. Kein politisches Regime, kein gesellschaftlicher Zustand, keine kulturelle Epoche verwirklichen ohne Einschränkung das Evangelium, das die Kirche verkünden, und die Gestalt, in der sie leben soll. Das gilt für früher. Es gilt aber auch, was mancherorts besonders zu betonen ist, für heute. Das Evangelium und das Leben der Kirche sind weiter und reicher als jedes gesellschaftliche System und jede politische Partei und ihr Programm. Wer eine Identifikation der Kirche mit früher oder im Heute vorträgt oder praktiziert, würde nur dem Unglauben in die Hände arbeiten, weil er es ihm leicht macht, die Kirche und ihren Glauben zu den historischen

Trümmern zu werfen oder zu den rein weltlichen Dingen zu zählen und sie dementsprechend zu behandeln.

*Die Kirche nicht mit sich selbst identifizieren:* Es gab immer und wird immer wieder Leute geben, die ihre Sache so genau mit der Sache der Kirche gleichsetzen, daß sie, sicherlich mit bestem Willen, die Sache der Kirche auf die ihre einschränken. Dies gibt es nicht nur bei sogenannten Konservativen, sondern ebenso bei den sogenannten Progressiven. Verkürzt gesagt, gibt es dies bei all denen, denen es nicht in den Sinn kommt, daß, kirchlich zu sein und den Menschen in der Kirche zu dienen, Abtötung und Von-sich-Abssehen bedeutet. Sie wollen der Kirche dienen, aber stellen in Wirklichkeit die Kirche in ihren Dienst, in den Dienst ihrer eigenen, oft ziemlich engen Ansichten und Notwendigkeiten. Das Gefährliche an dieser geradezu dialektischen Versuchung ist ihre Unmerklichkeit und daher Unverbesserlichkeit. Für diese Menschen ist die Kirche eine gewisse Ordnung der Dinge, die ihnen vertraut ist, oder aber eine gewisse Konstellation von Überzeugungen und Werten, aus der sie leben. Alles, was diese Ordnung stört, oder alles, was nicht in diese Konstellation hineinpaßt, also alles, was zur Umkehr und Abtötung öffnet, erscheint solchen Menschen wie ein Anschlag auf die Kirche als göttliche Institution oder auf ihre Verkündigung des Evangeliums. Bei solchen Menschen ist oft genug ihr Urteilen desto apodiktischer, je fragwürdiger die Sache ist, die sie vertreten. Sie merken nicht, daß aufrichtiger Glaube nicht dasselbe ist wie der eifernde Einsatz, mit dem sie anderen ihre Gedanken und Überzeugungen aufdrängen möchten; daß aufrichtiges Stehen zur Kirche nicht dazu führen darf, die eigenen Gedanken und Überzeugungen von der Absolutheit des allgemeinen Glaubensbekenntnisses profitieren zu lassen. Gelassenheit, Vertrauen und ein gewisser Gleichmut gehören zur katholischen Kirchlichkeit.

*Kritisches sehen und sagen:* Das Wort Kritik heißt Unterscheidung. Es gibt also durchaus berechtigte Kritik: die Kirche realistischer machen, aus einer hohen Sicht der christlichen Berufung und der Sendung der Kirche es besser machen wollen, mit Überholtem brechen, Mißstände abstellen, das Klima verbessern und anderes mehr. Solche Kritik übersieht das Gute nicht und weiß, daß weithin Kirchenkritik Selbstkritik ist. Kirchlichkeit verlangt von niemandem, er solle die oftmals allzu greifbaren Fehler und Sünden, auch der „hierarchischen Kirche“, übersehen oder dürfe nicht darüber reden oder darunter leiden. Gleichgültigkeit oder gar Unehrlichkeit könnten schlimmer sein als selbst übermäßige Kritik. Zur Kirche stehen heißt ja nicht alles bewundern oder gutheißen, was in ihr vor sich geht, gedacht oder getan wird.

Kirchlichkeit heißt auch nicht, grundsätzlich der Kritik jede öffentli-

che Äußerung zu verwehren. Ehrlichkeit und Offenheit wirken glaubhafter als die Wahrung des guten Rufes um jeden Preis. Nicht jedes Eingeständnis unserer Schwächen ist „irgendwie indezent“ (Maritain). Unsere Vorfahren waren da weniger prüde. Denken wir nur an die Klageschrift des Hieronymus an Papst Damasus und die des Bernhard von Clairvaux gegen die schlechten Hirten oder an sein Reformprogramm in „De Consideratione“, an Bernardin von Siena, Thomas Morus, Clemens Hofbauer, um nur einige unbezweifelbar „Kirchliche“ zu nennen. Zitieren möchte ich aber doch die hl. Katharina von Siena, die gegen die hohen kirchlichen Würdenträger wettert: „O ihr Männer, nein, nicht Männer, sondern sichtbare Teufel, wie verblendet euch doch die ungezügelte Liebe, die ihr zur Fäulnis des Leibes, zur Lust und zum Prunk der Welt hegt“ (Brief 315); oder den Kartäuser Petrus von Leyden, der über die Zeit, in der Ignatius gelebt hat (1530), erklärte: „Was ist in der Kirche nicht befleckt oder verderbt? Was bleibt dem Klerus an Unbescholtenheit, dem Adel an Ehre, dem Volk an Lauterkeit? Alles ist zuschanden gemacht, verwundet, zerstört, verstümmelt. Von der Fußsohle bis zum Scheitel ist an der Kirche nichts mehr heil“. Wahrlich, man war in anderen Zeiten anderes gewöhnt als heute. Aber die Kirche war auch in einem weitaus schlimmeren Zustand als heute.

Dies gesagt, gilt auch das Folgende. *Die Versuchung zur maßlosen Kritik überwinden*: Was ist damit gemeint? Wenigstens zwei Aspekte möchte ich in Kürze hervorheben.

– Es hat immer Menschen gegeben, die fast alles mit Ironie und Skepsis begleiteten, sich geradezu darin gefielen. Was man heute in manchen Ortskirchen beobachten kann, greift tiefer. Es breitet sich schleichend wie eine Epidemie aus. Es ist auch nicht auf die Periode der jetzigen Kirchenregierung beschränkt. Schon de Lubac nannte es „eine Art kollektive Neurasthenie“. Dem, der davon betroffen ist, wird so ziemlich alles Anlaß zur Anschwärzung. Es ist die Neigung, Worte und Taten grundsätzlich zum Schlechteren hin auszulegen, oft genug ohne sich um die für das Urteil notwendige und nicht selten auch mögliche Information zu bemühen. Man verweigert den Kirchenoberen das Benefiz, auf sie die Grundregel des Ignatius (EB 22) anzuwenden, über die wir gesprochen haben. Man hält sich für scharfsinnig und ist es vielleicht auch, kann aber kaum mehr die primitivsten Unterscheidungen treffen. Man hat den Blick für das immer noch mögliche Wirken des Heiligen Geistes verdunkelt oder verloren; man rechnet kaum mehr mit ihm. So vermehrt das, was von den Kirchenobern und nicht von einem selbst kommt, ein dumpfes Unbehagen. Das wiederum lässt das innere Leben austrocknen, Entmutigung und Lähmung wachsen. Der Glaube, nicht nur der an die Kirche, mag noch

da und aufrichtig sein, aber er ist unterhöhl und in Gefahr, blaß und kraftlos zu werden. In bezug auf die Kirche heißt das für gewöhnlich zunächst einmal innere Distanzierung, in der man anfängt, die Kirche wie von außen zu betrachten und dann um so leichter über sie zu richten. Ein böser Zirkel. Je allgemeiner diese Epidemie verbreitet ist, je selbstverständlicher in gewissen Kreisen oder ganzen Ortskirchen diese Haltung und Neigung der Kirche gegenüber ist, desto schwerer wird es, diese Versuchung zur Kritik zu erkennen, ihr zu widerstehen, sie zu überwinden. Das aber erfordert das „wahre Gespür, das wir in der streitenden Kirche haben müssen“.

– Ein weiterer Gesichtspunkt wird nach meiner Meinung wenig bedacht und ist doch wichtig. Die Situation heute ist nicht mehr die früherer christlicher Jahrhunderte, aus denen ich gerade die „heiligen Kritiker“ angeführt habe. Damals waren solche Auseinandersetzungen eher wie ein Familienstreit. Heute ist die Öffentlichkeit eine ganz andere. Überall wartet der Unglaube oder die Glaubensschwäche und zieht Nutzen aus unbedacht vorgetragener Kirchenkritik. Der Auswirkung nach geht es heute fast immer auch um Glaube und Unglaube und nicht nur um Kirche so oder anders. Das sieht man auch schon daran, daß die Kirche selbst weithin kein Thema mehr ist, unverstanden, abgelehnt, lächerlich gemacht, steht sie in ihrer Existenz als Angeklagte da – wobei natürlich zu fragen und zu diskutieren wäre, woher das kommt; doch das wäre ein eigenes Thema. Der „kirchlich Gesinnte“ hat diese Situation zu sehen und zu bedenken, damit die Dinge, die er in der besten Absicht vorbringt, und die Art, wie er sie vorbringt, nicht für etwas ausgenutzt werden können, das er gar nicht will. Starre Regeln für das rechte Verhalten werden hier kaum die Lösung bringen; Unterscheidung tut not.

*Zu unterscheiden verstehen:* Auch die Kritik und in der Kritik unterscheiden. Das ist fast eine Binsenwahrheit. Das Wort Kritik selbst, um es noch einmal zu sagen, heißt ja Unterscheidung. Und doch wird diese Binsenwahrheit nicht selten übertönt oder überrannt von dem Eifer zur „guten Sache“, der einen treibt, von der „guten Absicht“, dem „guten Willen“, die einen leiten, die trotz aller Lobwürdigkeit allein aber nicht genügen. Es geht darum, die Maske des Guten, unter der sich die Versuchung zur Kritik oft einführt, von den guten Früchten zu unterscheiden, an denen man den Baum erkennt; Kritik, die letztendlich nur niederreißt, von auferbauender Kritik zu unterscheiden; die von der eigenen Überzeugung erfüllte Emotion von begründeter Kompetenz zu unterscheiden; eine gerechtfertigte Sache und die gerechtfertigte Art des Vorgehens zu unterscheiden – um nur diese Beispiele zu nennen. Unterscheidung wird nicht gefordert, um vor lauter Hindernissen, die aufgebaut sind, und vor

lauter Fragen, die zu stellen sind, in der Sache selbst zu nichts mehr zu kommen. Unterscheidung erfordert die Mühe der Anstrengung, die Geduld des Evangeliums. Aber Unterscheidung gibt der Entscheidung auch Kraft und ruhige Sicherheit zum Tun.

Was Unterscheidung ist, was „Unterscheidung der Geister“ und „Unterscheidung in Gemeinschaft“, das darzulegen wäre ein eigenes Thema. Worauf Unterscheidung abzielt, hat Paulus in einer seiner lichtvollsten Stellen so ausgedrückt: „... daß eure Liebe mehr und mehr wachse an Einsicht und Feingefühl, damit ihr zu unterscheiden versteht, worauf es ankommt“ (Phil 1,9f).

Ich möchte diese Ausführungen über das „sentire cum ecclesia“ mit diesem guten Wort des Paulus mehr abbrechen als schließen und noch einmal erklären, worauf es mir beim Ganzen ankam: Allen Ernstes, es ging mir nicht darum, irgendeines der objektiven Probleme, die sich der Kirche heute stellen, zu bestreiten oder in seiner Bedeutung abzuschwächen. Es geht mir darum, dazu beizutragen, daß wir eine Haltung gewinnen, ohne die diese Probleme nicht in rechter Weise angegangen würden, ohne die sie uns überwältigen würden und nicht wir sie bewältigen, nämlich die Haltung der ignatianischen Kirchlichkeit.

## Anwalt der Armen in Chile

Zur Seligsprechung von Pater Alberto Hurtado SJ (1901–1952)

Michael Sievernich, Frankfurt

Eine solche Trauer hatten Chile und die Hauptstadt Santiago noch nie erlebt. Wie ein Lauffeuer verbreitet sich am 18. August 1952 in Stadt und Land die Nachricht, daß Pater Alberto Hurtado gestorben sei. Sein Tod wird zum nationalen Ereignis. Von der Klinik zur Aufbahrung in die Kirche St. Ignatius übergeführt, erweisen Tausende dem Verstorbenen die letzte Ehre, besonders jene Jugendlichen und Armen, denen er nicht selten die erste Ehre in ihrem Leben erwiesen hatte. Senat und Abgeordnetenhaus, Stadtverwaltung und Gewerkschaft, Universität und päpstlicher Nuntius ehren den Toten. Die Zeitungen berichten auf den ersten Seiten vom Heimgang eines „Heiligen“; ein „gerechter Mann, ein hervorragender Bürger, ein außerordentlicher Priester“ (*El Debate*, 19. August 1952)